

165. Im Spreewalde.

Nach Wellmer.

Es ist ein frischer, duftiger Morgen am Anfang des Juni. Die Sonne badet sich in den unzähligen Wasserstraßen, die die weiten, üppigen Wiesenflächen und fruchtbaren Felder wie die Maschen eines Netzes kreuzweise durchziehen. Schnell und lautlos gleitet unser Kahn über das blühende Wasser dahin; ein kräftiger, schmucker Bursche sitzt am Hinterteile des Fahrzeuges und schiebt es durch eine lange Stange geschickt weiter. Wir sind im wendischen Spreewalde. Wir gleiten an einzelnen, zerstreut liegenden Bauernhäusern vorüber, die höchst schmucklos aus Holz gezimmert und mit Rohr gedeckt sind. Die Bewohner sind fast sämtlich auf den Äckern tätig. Es sind derbe und frische Kerngestalten mit blondem Haar, blauen Augen und runden, gutmütigen Gesichtern. Die Männer sind in grobe, graue Leinwand gekleidet. Die Tracht der Frauen ist malerisch bunt: rot und blau und gelb gestreifte Röcke, ein eng anschließendes, dunkles Nieder, weiße, aufgeschürzte Hemdärmel und ein rot und gelb geblümtes Busen- und Kopfstuch, das zum Schutze gegen die Sonne leicht um den Kopf geschlungen ist. Auf Schuhe und Strümpfe verzichtet der Spreewälder während des ganzen Sommers.

Diese Leute sind spärliche Reste des einst mächtigen wendischen Volksstammes. Sie sprechen heute noch die Sprache, die ihre Väter vor tausend Jahren geredet haben, und halten an den Sitten und Gebräuchen der Altvordern fest. Die Wildnis, die vorzeiten im Spreewalde war, urbar zu machen, hat viel Arbeit gekostet. Die unzähligen Gräben mußten mit dem Spaten gegraben und abgedämmt werden, um den Sumpfboden trocken zu legen. Dadurch sind die fettesten Wiesen und das fruchtbarste Gartenland entstanden. Die Zwiebeln, die Gurken und der Meerrettich des Spreewaldes sind weit und breit gesuchte Ware. Auch die Wiesen bringen viel ein; das Spreewaldheu geht sogar bis Berlin. Im Winter stehen alle Wiesen